

RAFAEL

HORIZON

DAS

WEISSE

BUCH

SUMMERFEST

NOVA

Rafael Horzon
DAS WEISSE BUCH

Suhrkamp

ebook Suhrkamp Verlag Berlin 2010

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Der Autor dankt: Seinen Mitarbeitern und Partnern,
die ihm ein vollkommen sorgenfreies Leben ermöglichen.

Ausserdem: Julius Caesar, Giacomo Casanova,
Arnolf E. Horaz, Christian Kracht, Novalis
und Arthur Rimbaud.

www.suhrkamp.de

Umschlag: Patricia Woerler-Horzon für
redesigndeutschland, Berlin
eISBN 978-3-518-74340-9

Man träumt gar nicht oder interessant.
Man muss lernen, ebenso zu wachen –
gar nicht oder interessant.

Friedrich Nietzsche

Kapitel 1

Es war sehr still. Ich ging über einen menschenleeren Platz, der von Arkadengängen umgeben war. Die schattigen dunklen Gewölbe hoben sich scharf von den hellen Bögen der Fassaden ab. In der Mitte des Platzes stand ein Pavillon, auf den acht Wege sternförmig zuliefen. Summend spazierte ich einen der Wege entlang. Plötzlich bemerkte ich einen Gegenstand, der in einiger Entfernung vor mir auf dem Boden lag. Als ich etwas näher kam, sah ich, dass es eine Geldbörse war. Ich konnte mein Glück kaum fassen und begann zu laufen. Die Börse war prall gefüllt. An den Seiten quollen grüne und braune Scheine heraus. Als sie direkt vor meinen Füßen lag, sah ich mich noch einmal in alle Richtungen um, dann bückte ich mich. Ich streckte den Arm aus, ganz langsam, wie in Zeitlupe, um diesen schönen Moment künstlich zu verlängern. Ich schloss sogar die Augen, ich lächelte. Es ist sogar möglich, dass mir voller Vorfriede ein kleiner Speichelfaden aus dem Mund lief. Dann griff ich zu!

In den harten, steinigen Boden! Erschrocken riss ich die Augen auf: Das Portemonnaie war weg! Ich drehte mich zur Seite und sah hinter einem Busch einen dicken Jungen stehen, mit roten Backen und weit aufgerissenen Augen. Blitzschnell zog er das Portemonnaie an einem Bindfaden zu sich heran, nahm es hoch und rannte damit davon. Ein kleiner Propeller auf seiner Mütze drehte sich im Wind. Sein Lachen hallte über den leeren Platz. Es klang wie

Möwengeschrei. Wie Möwengeschrei einer Möwe aus Stahl. Als der Junge verschwunden war, ging ich zum Pavillon, setzte mich auf eine der Bänke, die in seinem Innern aufgestellt waren, und fing an zu weinen. Stundenlang. Bis der ganze Platz ein Meer aus Tränen war.

An dieser Stelle wachte ich normalerweise auf. So auch an diesem Tag. Ich drehte mein tränenbenetztes Kissen um, dann griff ich nach dem kleinen Notizbuch, das ich mir bei meiner Ankunft in Paris gekauft hatte und das immer auf meinem Nachttisch lag. *Journal de Rêves* stand darauf in geschwungenen Buchstaben: Traumtagebuch. Ich schlug es auf und blätterte durch die vollgeschriebenen Seiten: Hundertfünfundzwanzig Nächte, hundertfünfundzwanzigmal derselbe Portemonnaie-Traum: Geldbörse, las ich ... Prall gefüllt, las ich ... Dicker Junge, las ich ... Möwengeschrei.

Hundertfünfundzwanzigmal! Lächerlich! War ich wirklich so sehr vom Wunsch besessen, reich zu werden? Verärgert warf ich das Buch in die Ecke. Für Sigmund Freud mochte das Traumtagebuch grossen Sinn gemacht haben. Für mich war es reine Zeitverschwendung.

Als ich die Decke hochriss, um aus dem Bett zu steigen, fielen einige Bücher zu Boden, die ich vor dem Einschlafen gelesen hatte: *Die Gesänge des Maldoror* von Lautréamont in einer kostbaren Erstausgabe von 1868, Dostojewskis *Schuld und Sühne*, die neueste Ausgabe des *Playboy*, Nietzsches *Fröhliche Wissenschaft*, Jack Londons *Der Werwolf von Paris*.

Mein Blick fiel auf den Reisewecker, der auf meinem Nachttisch stand: Schon fünfzehn Uhr! Ich sprang auf, stiess

mit dem Kopf gegen die Dachschräge, fiel seitwärts mit dem Ellbogen auf den glühend heissen Camping-Kocher, mit dem ich meine Dienstbotenwohnung heizte, schrie auf und fand gerade noch Halt am Waschbecken, das direkt neben meinem Bett an die Wand genagelt war.

Womit auch schon mein gesamtes Inventar aufgezählt wäre. Mehr gab es nicht in der zweieinhalb Quadratmeter grossen *Chambre de Bonne*, die ich für ungefähr fünftausend Mark im Monat von einer alten Dame mietete.

Ich behielt meinen grauen Wollpullover und meine weisse Leinenhose, die ich auch als Pyjama benutzte, gleich an und warf meinen dunkelblauen Dufflecoat über, den ich mir gekauft hatte, weil ich ihn für sehr französisch hielt. Dann stürmte ich auf den Korridor. Vorsichtig stieg ich über den dicken schnarchenden Mann, der mit einer roten Rose auf dem Bauch vor der Tür meines Nachbarn lag. Dann rannte ich die sechs Etagen des Dienstbotenaufgangs hinunter, laut die Marseillaise pfeifend. Am Eingang zur Metro kaufte ich mir ein Croissant und eine heisse Schokolade und stieg damit in den Zug. Eine halbe Stunde später war ich in der Universität.

Der Saal war zum Bersten gefüllt, wie immer. Die Studentinnen und Studenten redeten aufgeregt durcheinander, in Erwartung des grossen, wöchentlichen Spektakels. In der Mitte der Bühne stand ein hoher Katheder aus Sandelholz. Er war so hoch, dass auch noch die Studenten in der letzten Reihe den Kopf heben mussten, um den Redner zu sehen. Hinter dem Katheder hing über die gesamte Breite der Bühne ein acht Meter hoher, dunkelroter

Samtvorhang. Ich schaute auf die Armbanduhr meines Nachbarn – ich selber trug selbstverständlich keine –, sie zeigte genau sechzehn Uhr. Der zwergwüchsige Saaldiener, der am Rand der Bühne gesessen hatte, erhob sich nun und schlug mit einer grossen Holzstange, ungefähr doppelt so hoch wie er selbst, dreimal, mit ehrfurchtgebietenden Pausen dazwischen, auf den dunkel dröhnenden Bühnenboden. Das Licht im Saal erlosch. Alles verstummte.

Nun erstrahlten im Bühnenboden verborgene Lampen, die den Samtvorhang von unten verheissungsvoll beleuchteten. Mein Herz schlug schnell und schneller. Auch der Katheder wurde nun von unten bestrahlt. Es folgten weitere endlose Minuten. Kein Ton war zu hören.

Dann, mit einem Mal, teilte sich lautlos der Vorhang, und aus dem Spalt heraus trat ER: Jacques Derrida.

Würdevoll, aber ohne falschen Pomp, stieg er die Treppen zum Rednerpult empor. Sein Gesicht, das von einer Leselampe nun von unten erhellt wurde, wirkte wie ein Leuchtturm und strahlte grosse Weisheit aus.

Derrida starrte eine Zeitlang wortlos in den schwarzen Saal, kniff die Augen zusammen, riss sie dann plötzlich auf und sagte, wobei er jedes Wort einzeln betonte: »Le – soleil – est – froid!« *Die Sonne ist kalt!*

Empört sprang ich von meinem Sitz auf, rückte mit beiden Händen mein Barett zurecht, das mir beim Aufspringen vor die Augen gerutscht war, und rief mit meiner angenehm hellen Stimme, in akzentfreiem Französisch: »Aber, Monsieur le Maître, wie kann das sein, noch gestern war ich in den Tuileries und habe mich gesonnt, und die Sonne war heiss! *Ce n'est pas possible*, verflucht nochmal!«

Wütend blinzelte Derrida in den Zuschauerraum, bedeckte seine Leselampe mit den Händen, um zu sehen, welcher Trottel ihn da störte. Doch kaum hatte er mich, seinen Lieblingsstudenten, erkannt, huschte ein nachsichtiges Lächeln über sein Gesicht: »Geduld, *cher ami*, setzen Sie sich, ich werde es Ihnen erklären!«

Derrida sprach lange, mit ruhiger Stimme, und jedes Wort sog ich in mich auf. Die Sonne, sagte Derrida, wärmt mit ihren Strahlen die Dinge. Die Dinge werden von den Strahlen bestrahlt und werden warm. Alle Dinge sind warm, weil sie wärmende Strahlen von der Sonne erhalten. Alle Dinge erhalten diese wärmenden Strahlen – mit einer Ausnahme. Mit Ausnahme der Sonne. Die Sonne erhält als Einzige keine wärmenden Strahlen. Also ist die Sonne kalt.

Benommen verliess ich das Auditorium. Derartiges hatte ich noch nie gehört. Aber wenn es stimmte, dass die Sonne nicht heiss war, sondern kalt – und das hatte der Maître ja eindeutig bewiesen! –, dann konnten auch alle anderen Wahrheiten ebenso gut Unwahrheiten sein. Dann konnte Schwarz auch Weiss sein und Dunkel Hell. Dann konnte Sinnvolles auch sinnlos und Sinnloses sinnreich sein. Dann konnte ein Tapetenladen auch eine Hochschule sein. Oder eine Ziege ein Bademeister. Denn ob etwas richtig oder falsch war, gut oder böse, hässlich oder schön, das steckte nicht in den Dingen selbst. Das hatte ich doch gerade gestern noch vor dem Einschlafen gelesen! Sondern es wurde von Menschen in Regeln und Definitionen festgeschrieben, um allen anderen Menschen das Nachdenken auszutreiben.

Um sie im gleichen Trott zu halten.

Um sie besser lenken zu können!

Wie eine Schafherde!

Aber diese tyrannisierenden Regeln sollten für mich von nun an nicht mehr gelten. Von nun an war alles erlaubt. Von nun an wollte ich selber bestimmen, wie diese Welt zu sehen war. Und wie in dieser Welt zu leben war. Verwirrt und berauscht von diesen unsagbar radikalen Gedanken streifte ich singend durch das Quartier Latin. Am Ufer der Seine kletterte ich auf einen Lastenkahn, schnitt die Taue durch und liess mich durch das nächtliche Paris treiben. Als ich an einem Kino vorbeikam, sprang ich von Bord, nicht ohne vorher noch die Trikolore vom Heck zu schneiden und mir über die Schultern zu werfen. Im Kino lief *L'Eclipse* von Antonioni. Ich weinte von der ersten Minute an, den ganzen Film hindurch. In allem erkannte ich mich wieder! Die neuen, noch hohlen Hochhäuser aus Beton: Das war ich. Der Treffpunkt von Monica Vitti und Alain Delon, nämlich die Regentonne, die sich Tropfen für Tropfen mit Wasser füllte: Das war ich! Und dann das Schlussbild des Films: Eine sehr moderne Strassenlaterne, die einsam im Nebel leuchtete: Ich.

Schluchzend wankte ich nach Hause und fiel in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Kapitel 2

So zogen meine Pariser Monate ins Land. Vormittags sass ich meist vor dem Café de Flore, trank mit abgespreizten Fingern einen Espresso nach dem anderen und lachte hysterisch über die Scherze der Clowns, die von einem Strassenlokal zum nächsten zogen.

Nachmittags ging ich spazieren.

»Wenn du das Glück hast, als junger Mensch in Paris zu leben«, pflegte ich laut zu mir selbst zu sagen, »dann trägst du die Stadt für den Rest deines Lebens in dir.«

Abends nahm ich Tanzunterricht am Boulevard Raspail.

Eines Nachmittags, als ich lesend auf dem Fensterbrett meiner Dienstbotenwohnung sass und mich sonnte, bemerkte ich auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig einen Wohnwagen. Besser gesagt war er mir schon früher aufgefallen, weil er seit Wochen dort stand und niemals bewegt wurde. Aber heute sah ich, dass immer wieder Menschen in diesen Wohnwagen stiegen und ihn nach zwanzig oder dreissig Minuten verliessen.

Neugierig geworden legte ich mein Buch – es war Stohmanns *Handbuch der Zuckerfabrikation* – beiseite, schlüpfte in meine roten Sandalen und lief hinunter. Als ich am Wohnwagen angekommen war, erkannte ich, dass er mit silbernen und goldenen Sternen beklebt war. Neben der Eingangstür war ein Schild angebracht: *Signora Sarasate, Voyante*. Eine Hellseherin also! Sofort riss ich die Tür auf – natürlich ohne anzuklopfen, weil mir das bei einer

Hellseherin überflüssig vorkam. Signora Sarasate erschrak so sehr, dass ihr die Mokkatasse, die sie gerade zum Mund hob, fast aus der Hand fiel. Wütend starrte sie mich an. Dann setzte sie, um Fassung bemüht, die Tasse leise klirrend auf die Untertasse zurück und sagte mit erschreckend tiefer Stimme: »Buongiorno, mon fils! Vous désirez?«

»Buongiorno, Signora«, antwortete ich in schönstem Norditalienisch, »ich sah Ihr Schild draussen und würde mir gerne die Zukunft voraussagen lassen! Ob ich Erfolg haben werde im Leben!«

»Schön, komm herein, mein Junge, möchtest du einen Mokka? Er ist heiss und stark, aus meiner Heimat Georgien.«

Ich setzte mich zu ihr an den Tisch, sie nahm meine Hand und kam mit ihrem Gesicht ganz nah an mich heran. Ihr Atem roch nach Kaffee und Nikotin. Ihr starkes Parfüm, es war Paco Rabanne, wie es auch Onkel Rolf aus Acapulco benutzte, betäubte mich. Ich fürchtete mich und weinte ein wenig.

»Hör zu, mein Kleiner«, sagte Signora Sarasate mit ihrer tiefen Stimme, »was ich dir nun sage, ist sehr wichtig. Es wird dein ganzes Leben bestimmen. Hörst du gut zu?«

»Ja, Signora«, wisperte ich ängstlich, »ich höre.«

»Nun gut, hier ist meine Vorhersage, oder besser gesagt ... mein Rat: Versuche nie, schneller zu laufen als die anderen. Du wirst nie vor ihnen ans Ziel kommen! Also sollst du ein Ziel wählen, das ausser dir niemand kennt, dann wirst du der Erste sein, der dort ankommt, auch wenn du noch so gemütlich spazierst!« Hier machte sie mit geschlossenen Augen eine Pause, als wollte sie dem eben Gesagten noch ein wenig hinterherkosten. Dann riss sie

unvermittelt die Augen wieder auf und herrschte mich an: »Und jetzt hinaus mit dir, ich habe Feierabend!« Dabei zeigte sie auf die Wanduhr, es war Punkt siebzehn Uhr. Ich bemerkte, dass unter ihrer Schminke Bartstoppeln wuchsen.

»Wie viel schulde ich Ihnen?«, fragte ich lispelnd.

»Niente, niente«, winkte sie ab, »è stato un piacere, und nun verschwinde endlich, ich habe es eilig.«

Verwirrt stolperte ich aus dem Wagen. Ich überquerte die Strasse und setzte mich auf eine Bank unter einer Platane. Den Wohnwagen behielt ich fest im Visier.

Eine Zeitlang passierte nichts.

Dann, nach etwa zehn Minuten, öffnete sich die Tür. Aus dem Wohnwagen stieg ein Mann in einem eleganten dunkelgrauen Anzug, eine glänzende schwarze Aktentasche in der Hand. Misstrauisch sah er sich nach allen Seiten um, schloss den Wagen ab und verschwand dann hastig in einer Seitenstrasse.

»Parbleu!«, murmelte ich und sprang von der Bank auf. Diese grosse Hakennase! Das war doch Signora Sarasate! Schnell lief ich über die Strasse und folgte ihr etwa zwanzig Minuten lang, bis auf den Boulevard Saint Germain.

Obwohl sie fast rannte, kam ich ihr immer wieder so nahe, dass mir ihr Parfüm in die Nase wehte: Paco Rabanne! Es gab keinen Zweifel mehr!

Als wir an ein grosses Palais kamen, verlangsamte Signora Sarasate ihre Schritte. Vor dem Sandsteinportal blieb sie kurz stehen und zog ihren Anzug straff. Dann gab sie sich einen Ruck, bog in das Portal ein und ging übertrieben energisch direkt auf den Eingang des Palais zu.

»Bonsoir, Monsieur le Ministre!«, schrien die livrierten Wachen, wobei sie salutierten und die Hacken

zusammenschlugen. Signora Sarasate würdigte sie keines Blickes, stieg federnd die fünf Stufen zur Eingangstür hinauf und verschwand im Innern.

Ministère de la Défense las ich auf dem polierten Messingschild am Sandsteinportal. Das war doch allerhand: Der französische Verteidigungsminister eine georgische Zigeunerin! Das würde mir natürlich wieder niemand glauben, weder meine Freunde in der Rue de Fleurus, wo ich Französischunterricht nahm, noch an der Sorbonne. Ich beschloss, diesen Vorfall lieber gar nicht erst zu erwähnen, sondern für mich zu behalten.

Stattdessen schlenderte ich pfeifend nach Hause und holte meine Kamera. Ich hatte mir eine kleine Leica gekauft, mit der ich ausschliesslich Brücken fotografierte. Meine Dienstbotenwohnung hatte ich zur Dunkelkammer umgebaut, was auch nicht übermässig schwer gewesen war. Ich hatte nur das einzige Fenster mit meinem Berberteppich zuhängen müssen. Den Vergrösserer stellte ich auf den Nachttisch, die drei Entwicklungsbecken auf das Bett. Nächtelang entwickelte ich Fotos von Brücken.

Als mein Brücken-Atlas komplett war und ich meinem Französisch den letzten Schliff gegeben hatte, packte ich meinen Koffer und fuhr nach München.

Kapitel 3

Die Wohnung, die ich bald gefunden hatte, lag im Glockenbach-Viertel. Im Hinterhof, direkt unter meinem Fenster, hatte der Buchbinder Wanninger seine Werkstatt. Pünktlich um fünf Uhr morgens warf er seine heulenden, stampfenden Maschinen an. So auch an diesem schönen Frühlingstag. An Schlaf war nun nicht mehr zu denken. Gutgelaunt schlüpfte ich in meine roten Sandalen, warf den langen Seidenschal um und ging in den Englischen Garten.

Auf einem Hügel am Monopteros sah ich einen dünnen Mann im Gras sitzen, der damit beschäftigt war, sich aus Butterblumen einen Kranz zu flechten.

»Wer sind Sie, und was machen Sie da?«, fragte ich neugierig.

Nur mässig interessiert sah er mich an, wandte sich dann wieder seinem Blumenkranz zu und murmelte: »Scire volunt omnes, mercedem solvere nemo.«¹

Glücklicherweise hatte ich in Paris auch mein Latein aufgefrischt und konnte ihm nun angemessen antworten: »Novarum rerum cupidus!«²

»Felix, qui potest rerum cognoscere causas«³, entgegnete er seufzend.

Da ich sah, dass er alt und weise war, sagte ich: »A bove maiore discit arare minor.«⁴

»Taurum tollet, qui vitulum sustullerit!«⁵, antwortete der kluge Mann, stand auf und setzte sich seinen Butterblumenkranz auf.

»Semper aliquid addiscendum est«⁶, bestätigte ich etwas übereifrig.

»Inspice, felix eris!«⁷, versprach er mir.

Zum Abschied wollte ich ihm noch etwas besonders Nettes hinterherrufen: »A te sudor abest, saliva mucusque!«⁸

Aber Professor Heu war schon hinter einer Hecke verschwunden.

Die folgenden Monate verbrachte ich also im Seminar des Professor Heu. Des einzigen Menschen ausserhalb des Vatikans, der fliegend Latein sprach. »Salve magister!« – »Salvete discipuli!«, so ging es nun Tag für Tag, wenn Professor Heu, in eine weisse Toga gehüllt, eine goldene Leier in der linken Hand, den Raum betrat. Grammatikalische Feinheiten wurden diskutiert. Gerundium und Gerundivum unterschieden. Die Metamorphosen des Ovid wurden hexametrisch vorgetragen. In den ersten Wochen war ich noch amüsiert. Dann war ich irritiert. Dann deprimiert. Langeweile schlich sich ein. Ich war unterfordert. Eines Tages, wir rezitierten gerade Plinius im Chor, stand ich auf und rief dabei, zur Abwechslung diesmal auf Altgriechisch: »Anegnon, egnon, kategnon!«⁹. Damit ging ich zum Ausgang. »Sapientia non est in litteris sed in rebus!«¹⁰, sagte ich zum Abschied, als ich die Tür zu Professor Heus Seminar für immer zuwarf.

Am Münchner Hauptbahnhof sah ich ein Werbeplakat: »Komm – nach Berlin!« stand in grossen Lettern unter einer Nachtaufnahme der ewigen, leuchtenden und einer alten Legende zufolge niemals schlafenden Stadt. »Vielleicht wäre dies der richtige Ort, um den Dingen selbst auf den Grund zu gehen«, sagte ich mir. Sofort löste ich eine Fahrkarte und fuhr hin.

Berlin-Mitte war damals noch ein grosses Trümmerfeld. Die Bewohner hatten sich nach dem Krieg nicht damit aufgehoben, ihre zerbombten Häuser wieder aufzubauen. Sie hatten einfach die zerbrochenen Schaufenster ihrer Läden ganz herausgeschlagen und die Öffnungen zugemauert. Dahinter verkauften sie Rinde, die Scherben ihrer Fenster und Molkepulver. Fünfundvierzig Jahre lang. Dann kamen junge Menschen aus dem Westen, besetzten die leergebliebenen Läden und Wohnungen und verkauften den anderen jungen Menschen, die nach Berlin kamen, Getränke.

Ein Lokal, das ich an meinem ersten Abend besuchte, war nichts anderes als eine vollständig eingerichtete Wohnung, die seit zwanzig oder dreissig Jahren nicht mehr betreten worden war. Ein neugieriger Student hatte sie aufgebrochen und beschlossen, sie als Bar zu benutzen. Sie war von nur sieben Kerzen beleuchtet. In der Küche stand ein schwarzer Mann und verkaufte Schnaps mit Zitronen. Die Gäste sassen auf verstaubten Sofas und rauchten. Andere zogen Bücher aus der riesigen hinterlassenen Bibliothek und blätterten augenrollend darin herum.

An einem anderen Ort, in einer Garage, die bis zur Decke mit elektronischen Ersatzteilen vollgestellt war, stand ein Hawaiianer, der einhundredsiebzehn Versionen eines Liedes namens *The Caravane* gesammelt hatte, die er jeden Abend hintereinander abspielte. In die Lampenfassungen hatte er Gewürzgurken gesteckt, die ein mattleuchtendes grünes Licht verbreiteten.

Noch mehr begeisterte mich aber ein Haus in der Auguststrasse. Ins Erdgeschoss hatten die neuen Bewohner aus Dachlatten eine kleine Arena gezimmert. Um diese Arena herum hatten sie Verschlge gebaut. Und wenn man die Türen dieser Verschlge hinter sich zuschloss, klappte eine Eieruhr ein kleines Guckloch frei. Ich zahlte für zehn Minuten, setzte mich in einen Verschlag und starrte durch das Guckloch in die Arena. Zwei nackte Männer mit langen Haaren erschienen. Der eine nahm eine Giesskanne und begoss erst sich und dann den anderen Mann mit einer dicken braunen Flüssigkeit. Dann verrieben sie sich die Flüssigkeit gegenseitig auf der Haut, wobei sie Knack- und Schnalzlaute von sich gaben, wie sie von primitiven Völkern benutzt werden. Ich war sehr beeindruckt.

Jeden Abend eröffnete in Berlin-Mitte ein neuer Ort, an dem man gewöhnlich die ganze Nacht verbrachte. Den Tag über erholte man sich von den Strapazen.

Die meiste Zeit verbrachte ich damals aber in einem verwilderten Garten an der Steinstrasse. Eine Freundin von mir, Joy Wagner, legte dort in einem Geräteschuppen Platten auf. Manchmal drei Tage hintereinander, an einem Stück. Das war genetisch bedingt. Sie sprach zwar nie über ihre Herkunft, hatte aber auch nichts dagegen, dass der Betreiber des Schuppens ein altes Foto aufhngte, wenn sie auflegte. Darauf war ihre ganze Familie vor Haus Wahnfried zu sehen. Ihr Vater Wolf-Siegfried war damals noch ganz klein, später wurde er zum grössten Immobilienhndler Mallorcas.

Als ich unter einer Luftmatratze vor meinem Haus einmal eine Videokamera fand, drehte ich zusammen mit Joy zwei Filme. Die Hauptrolle spielte in beiden Filmen ihr riesiger

Jagdhund Ben. Der Actionfilm *Superhund*, für den wir ihn in ein pinkes Kostüm steckten, war ein wirkliches Meisterwerk. Schnell schoben wir noch den Western *Brauner* hinterher, in dem Ben mit Cowboyhut auf dem Kopf und Sattel auf dem Rücken durch Berlin-Mitte trabt. Wir veranstalteten Kino-Abende in Joys Wohnung, und bald gab es buchstäblich niemanden mehr in Berlin-Mitte, der diese Filme noch nicht gesehen hatte.

Durch einen Zufall, über Christian Jankowski, bekam ein paar Jahre später sogar Harald Szeemann, der bedeutendste Kurator der Welt, die Filme zu sehen. Sofort wollte er *Superhund* in einer Ausstellung zeigen. Doch ich hatte zu der Zeit schon lange beschlossen, Unternehmer zu werden, und fürchtete um meinen guten Ruf. Also schickte ich ihm mein Buch *Der Dritte Weg* und eine freundliche Absage.

Joy war darüber nicht glücklich, schliesslich war sie ja keine Unternehmerin und wollte die Filme gerne weiterhin zeigen. Also schnitten wir meinen Namen aus Vorspann und Abspann, und seitdem kursieren die Filme als Joy Wagners alleinige Werke.

Über mein neues aufregendes Leben in Berlin-Mitte hätte ich leicht vergessen können, dass ich immer noch Student war. Aber ich war fleissig und gewissenhaft. Um endlich mehr und schneller zu lernen als in München, hatte ich in Berlin ein neues Fach belegt und schrieb nun Aufsätze über Godards Filme und Malapartes Schriften. Regelmässig wurde ich mit Preisen ausgezeichnet. Auf einer Anzeigentafel in der Ehrenhalle der Universität wurde bekanntgegeben, dass ich der beste Student der gesamten Universität war.

Doch nach einigen Monaten merkte ich, dass diese Hochschule und dieses Studium nicht für mich gemacht waren. Ich wurde immer unglücklicher. Meine Augen wurden glasig. Meine Bewegungen wurden fahrig. Ich war unterfordert. Das Studium verlief viel zu schleppend. Ich war so verzweifelt vor Langeweile, dass ich sogar wieder anfang, im Schlaf zu weinen.

Dann kam der Tag, der meinem Leben eine völlig neue Wendung geben sollte.

Ich sass zu Hause an meinem Sekretär und war damit beschäftigt, einen Berg dreieckiger Briefmarken mit Flugzeugmotiven zu sortieren, als der Postbote klingelte. Der Direktor der Universität lud zu einer Informationsveranstaltung ins Auditorium Maximum. Die neue Studienordnung sollte bekanntgegeben werden. Ich parfümierte mich, warf mein Regencap über und radelte zur Universität. In der letzten Reihe des nach hinten ansteigenden Gestühls fand ich einen Platz. Ganz unten stand der Direktor an einem Projektor und gab mit schnarrender Stimme das neue Regularium bekannt. Das Studium sollte nun nicht mehr sechs, sondern acht Semester dauern! Ich konnte es nicht glauben. Unfassbare Wut stieg in mir auf. Als wäre dieses Studium, das sich mit der Untersuchung völlig unerheblicher Details aufhielt, nicht auch so schon eine Tortur gewesen! Unter meinem Pult lag eine halbvolle Plastikflasche, die ein Student dort wohl vergessen hatte. Ich nahm die Flasche, zielte und warf. Sie traf den Direktor direkt auf die Nase.

Erschrocken über das, was ich getan hatte, verharrte ich auf meinem Stuhl, regungslos, mit halb geöffnetem Mund.

Der gesamte Saal drehte sich zu mir um und starrte mich an.

»Stehen Sie auf, und kommen Sie herunter!«, befahl der Direktor.

Alles war stumm vor Entsetzen. Zögernd stieg ich die siebenundneunzig Stufen hinab. Meine roten Lack-Sandalen machten bei jedem Schritt ein quälend lautes, quietschendes Geräusch. Dazu kam, dass mir bei mindestens jeder dritten Stufe vor Angst ein leiser, bei der Totenstille im Saal leider aber unüberhörbarer Wind entfuhr. Dann stand ich vor dem Direktor.

»Ich höre!«, sagte er.

Fragend neigte ich den Kopf zur Seite und sah ihn an.

»Ich höre! Haben Sie mir etwas zu sagen!«, rief der Direktor noch einmal.

Mir dämmerte, dass er eine Entschuldigung von mir verlangte. Aber ich brachte kein Wort heraus und starrte ihn nur mit grossen Augen an. Es muss wohl meine krankhafte Schüchternheit gewesen sein, die mich stumm bleiben liess.

»Das ist doch zum Verrücktwerden!«, schrie der Direktor.
»Kommen Sie um vierzehn Uhr in mein Büro!«

Schweigend machte ich eine halbe Drehung, steckte mir ein Salbeibonbon in den Mund und ging hinaus.

Als ich um Punkt vierzehn Uhr in sein Zimmer kam, sass der Direktor in seinem sehr schönen, mit dunkelrotem Leder gepolsterten Sessel hinter dem mächtigen Direktorentisch und sortierte Unterlagen. Als er mich bemerkte, nahm er seine Lesebrille ab und starrte mich an, dann setzte er die Brille wieder auf und raschelte in seinen Unterlagen.

»Wissen Sie, was dies hier ist?«, fragte er dann und hielt ein Blatt Papier in die Luft.

Ich schüttelte den Kopf.

»Dann werde ich es Ihnen sagen: Ein Ex-ma-tri-ku-la-tions-be-scheid. Ich kann ihn unterschreiben – dann sind Sie ab sofort vom Besuch dieser Hochschule ausgeschlossen. Oder ...« – hier machte der Direktor eine künstliche Pause und fuhr dann mit einer viel freundlicheren Stimme fort – »... oder ich kann ihn ganz einfach wegwerfen! Und alles vergessen! Denn ich gebe zu: Ich würde ungern den begabtesten Studenten meiner Hochschule verlieren. Es liegt nun an Ihnen. Es liegt nur daran, was Sie mir jetzt sagen. Also ...?« Bei diesen letzten Worten setzte der Direktor ein gequältes Lächeln auf und streckte mir die Hände entgegen.

Ich machte ein paar trippelnde Schritte, bis ich an den Direktorentisch stiess. Dann stütze ich mich mit beiden Händen auf die Tischkante, beugte mich ganz weit vor, ganz nah an das Gesicht des Direktors heran, und sagte leise, mit heiserer Stimme: »Es tut ... mich ... weh.«

»Wie bitte?«, fragte der Direktor und schnellte zurück, als hätte er sich verhört.

»Ich habe ... kalt. Am Bauch.«

Eigentlich hatte ich etwas ganz anderes sagen wollen, etwas Versöhnliches! Und dann wurde dieser unfassbare Unsinn daraus!

Beim Hinausgehen hörte ich, wie der Direktor mit einem riesigen, kratzenden Gänsekiel meine Entlassung unterschrieb.

Was er nicht wusste, war allerdings, dass vor der Tür schon seine Tochter Sophia auf mich wartete. Ich hatte ihr bei einem Essen im Haus des Direktors einmal zugezwinkert, und sie hatte sich sofort in mich verliebt. Als

sie mich aus dem Direktorenzimmer herauskommen sah, sprang sie von ihrem Stuhl auf und fiel mir um den Hals. Wir fuhren zum Eiscafé Venezia, assen zwei grosse Banana Split mit sehr viel Sahne und gingen dann zu mir nach Hause. Ich liebte sie an diesem Abend siebenmal. Ein Wirbelsturm urtümlicher Kräfte trug mich ins Reich der Wonne.

Es war, und ich sage das nicht ohne Stolz, meine erste Nacht mit einer Frau. Ich war ja auch erst dreiundzwanzig Jahre alt. Noch heute erinnere ich mich sehr genau, wie die Buchstaben auf Sophias T-Shirt, das sie während der sieben langen Stunden anbehielt, vor meinen Augen auf und ab tanzten. Getrocknet und gebügelt ergaben sie den Schriftzug: »Universität Berlin«.

- 1 Wissen wollen alle, dafür zahlen will keiner.
- 2 Ich bin nach neuen Dingen begierig!
- 3 Glücklich, wer den Ursprung der Dinge erkennen kann.
- 4 Vom älteren Stier lernt der jüngere pflügen.
- 5 Einen Stier wird tragen, wer zur Übung ein Kalb gehoben hat!
- 6 Es gibt immer etwas dazuzulernen.
- 7 Schau herein, du wirst glücklich sein!
- 8 Du leidest weder an Schweiss noch an Auswurf, noch an Schnupfen!
- 9 Ich habe gelesen, ich habe verstanden, ich habe verworfen!
- 10 Die Weisheit liegt nicht in den Büchern, sondern in den Dingen selbst!

Kapitel 4

Am nächsten Morgen setzte ich mich an meine Schreibmaschine, um einen neuen, vorläufigen Lebensplan zu tippen. Welchen Weg sollte ich gehen? Dass der Weg durch die Universität in die Verzweiflung führte, hatte ich schon früher geahnt. Und dank meiner gelungenen Vorstellung im Auditorium Maximum hatte sich dieser Weg nun auch für immer erledigt.

Der zweite Weg? Meine Freunde, mit denen ich über die grossen Fragen des Lebens sprach, hatten mir schon immer geraten: Mach es wie wir, und begib dich in die Welt der Kunst. Das wirkliche Leben ist banal und gemein, die Kunst ist schön, lustig und interessant.

Das sah ich allerdings anders: Erstens waren buchstäblich alle Menschen, die ich bis dahin in Berlin kennengelernt hatte, Künstler. Also wollte ich logischerweise nicht auch noch Künstler werden. Und zweitens fand ich die Kunst ja keineswegs lustig und interessant! Nachdem ich Pierre Cabannes *Interviews with Marcel Duchamp* dreimal von der ersten bis zur letzten Seite aufmerksam durchgelesen hatte, sah ich keinen Sinn mehr darin, weitere Beweise dafür anzuhäufen, dass alles, was jemand zu Kunst erklärt, auch Kunst ist: Suppendosen, Staubsauger, Haie – alles war nur eine Variation der *Fontaine*, des Urinals, das Duchamp 1917 zu Kunst erklärt hatte. Mir ist auch heute noch, trotz meines hohen Alters, unerklärlich, mit welcher Energie immer neue Generationen junger Menschen diese immer gleiche Idee

wiederholen. Ich wollte aber keine Ideen wiederholen. *Stultus es, rem actam agis!*, hatte Plautus gesagt: Du bist töricht, du tust eine schon getane Sache!

Noch unbegreiflicher waren mir übrigens die vielen Künstler, die ich damals kennenlernte und die zu dieser Zeit Ölfarbe und Leinwand aus der Versenkung holten. Auch wenn ich mit ihnen noch heute befreundet bin und auch wenn sie mit ihren Bildern bald weltberühmt wurden, machte mich das, was sie da taten, vollkommen ratlos. Zu den Malern, die ich am Pariser Montmartre gesehen hatte, die an ihren Staffeleien romantische Stadtansichten für Touristen herstellten, sah ich keinen einzigen Unterschied. Es war überholt. Und nicht nur das Bemalen von Leinwänden: Die Gesamtheit der Idee Kunst erkannte ich als obsolet.

Mein Pariser Orakel, Signora Sarasate, kam mir in den Sinn. Ich sollte nicht den Weg der Studenten gehen. Und ich sollte nicht den Weg der Kunst gehen. Ich sollte den Dritten Weg gehen. Mein Ziel war die Neue Wirklichkeit.

Nachdem ich diese grundlegenden Gedanken in meine Maschine getippt hatte, legte ich ein neues Blatt ein. Es gab keine Zeit zu verlieren. Der Dritte Weg musste sofort besritten werden.

Zwei Bereiche kamen mir dafür besonders geeignet vor, wahrscheinlich weil sie am weitesten von der Welt der Kunst entfernt waren: Die Wissenschaft. Und die Wirtschaft.

Zuerst also die Wissenschaft. Ich hatte sie ja kennengelernt. Als Farce. Nun wollte ich sie von der Kleinlichkeit befreien, mit der die Wissenschaftler vorgehen. Mit einer weit ausholenden Geste, die an *Faust*, erster Akt erinnern sollte, öffnete ich die Fenster meines Arbeitszimmers, liess den Strassenlärm herein und begann ein monumentales Werk, *Das Kompendium des Wissens*: In einem einzigen Buch sollte das gesamte Wissen der Menschheit zusammengefasst werden. Drei Tage und Nächte lang schrieb ich ohne Pause. Am vierten Tag las ich alles durch, zerriss die Seiten und warf mich weinend aufs Bett: Ohne fremde Hilfe, ohne Geld, ohne Unterstützung konnte so ein gigantisches Projekt nicht Wirklichkeit werden. Ich beschloss, mich an die höchsten Stellen zu wenden, um Unterstützung zu beantragen. Schnell hatte ich drei Adressaten ausgewählt: Das Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft in Bonn. Das Wissenschaftskolleg zu Berlin. Und die Forschungsstelle für ortsauflösende Messtechnik, fom.

An alle drei schrieb ich einen gleichlautenden Brief. Um meinem Anliegen mehr Gewicht zu verleihen, änderte ich meinen Namen in Dr. John Horz. Es war nur eine von zahllosen Namensänderungen, die ich in meinem langen Leben vorgenommen habe. Wohl auch, um den guten Ruf meiner Familie zu schützen. Denn ich hoffte zwar, grossen Ruhm zu ernten. Aber es war ja auch möglich, dass ich auf diesem neuen und noch niemals betretenen Weg scheitern und Schande über meinen Namen bringen könnte. Also musste ein neuer Name her ...

Diese Leichtigkeit in Namensdingen war mir in die Wiege gelegt worden. Ich hatte nach meinen vielen Onkeln und